

Wim Wenders: A Sense of Place – Texte und Interviews

Frankfurt/Main: Verlag der Autoren 2005, 333 S., ISBN 3-88661-276-7, € 22,-

Mitte der 80er Jahre veröffentlichte Joshua Meyrowitz seine bahnbrechende Studie über das sich verändernde Sozialverhalten auf Grund der neuen Kommunikationsmedien mit dem schönen weil so treffend doppeldeutigen Titel *No sense of place* (New York 1985). Ob Wenders das Buch von Meyrowitz beziehungsweise den Titel kennt, muss dahingestellt bleiben, eines jedoch ist bereits nach wenigen Seiten Lektüre klar. Der gerade wieder aus Amerika zurückgekommene Filmemacher hat sich hauptsächlich einer Idee verschrieben: Orten, die vom Verfall und Verschwinden bedrohten sind, ein Denkmal zu setzen, sie mit seinen Fotografien und Filmen am Leben zu erhalten und diese damit einem kollektiven Bild-Gedächtnis einzuschreiben.

Egal ob es sich um das zerbröselnde Havanna, das sterbende alte Lissabon, um ein heruntergekommenes Hotel oder eine Geisterstadt in Montana handelt, immer behauptet Wenders, dass Orte Geschichten erfinden, beziehungsweise dafür sorgen, dass sie erzählt werden (vgl. S.23). Der „sense of place“ geht ihm dabei über jeden Zwang, Kinogeschichten nach feststehenden Regeln zu erzählen. Wie er mit diesem programmatischen Ansinnen zuweilen kläglich scheiterte, erzählt er ebenso offen (bezogen auf die Dreharbeiten zu *Hammett*, 1982, vgl. S.31), wie allerhand andere teilweise sehr romantisch klingende Einfälle niederschreibt („Ich hatte immer das Gefühl, von Orten >gerufen< zu werden...“ [S.66]). Joshua Meyrowitz und jeder überzeugte Anhänger der Ökologie, sofern es diese noch gibt, dürfte sich bei Stellen wie der folgenden grenzenlos freuen, unter anderem auch deshalb, weil es kaum noch laute und vor allem prominente Stimmen gibt, die sich wie folgt äußern: „Ich habe viel von der Haltung der australischen Aborigines zur Natur gelernt, von ihrer Einstellung zu Landschaften und Orten. Wir können diese nicht besitzen, nicht einmal in einem Bild. Wir schulden ihnen Respekt, denn sie haben eine tiefere Bedeutung für uns als nur schlicht vorhanden zu sein. Sie begleiten uns stumm. Sie formen unser Leben und unsere Geschichte. Sie sind unsere Bühne. Und nicht zuletzt müssen sie von uns auch viel hinnehmen...“ (ebd.).

Doch nicht nur um ein starkes Plädoyer für den Orts-Sinn geht es in den zahlreichen, teils veröffentlichten, teils unveröffentlichten Vorträgen, Tagebucheinträgen, Gesprächen und Aufsätzen, die der Band beinhaltet. Der Leser erfährt auch viel darüber, was Wenders grundsätzlich über Bilder denkt („Bilder sind Türen“ S.90), über Malerei und natürlich Musik, die in seinem Leben immer

eine große Rolle gespielt hat. Die Zukunft des Kinos angesichts neuer Technologien ist ebenso Thema wie seine Einstellung gegenüber Filmen auf DVD oder der Produktion von Videoclips und Werbespots. Dabei erfindet er immer wieder schöne Wortbilder und Sentenzen wie folgende: „Die Zukunft des Kinos liegt nicht mehr in seiner Vergangenheit. Oder, anders gesagt: Die Vergangenheit des Kinos weist uns keine Wege mehr in seine Zukunft.“ (S.97) Was der seit 2004 an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg angestellte Professor zu diesem Thema vor allem auch seinen Studenten, die ja in einer ganz anderen Bilderwelt sozialisiert sind, zu sagen hat, darüber hätte man gerne mehr erfahren.

So entsteht vor allem ein Bild über den Menschen Wim Wenders, seine Sichtweisen auf das Leben im Allgemeinen, aber auch auf ganz alltägliche Dinge. Sichtbar wird dabei eine klare Haltung des wohl berühmtesten zeitgenössischen deutschen Regisseurs: die Suche nach Wahrheit. Dabei mäandert sein Denken in die unterschiedlichsten Richtungen. Philosophie, Malerei, Literatur, Wörter, Bilder, Töne... – Manchmal liest es sich, als könne er sich nicht wirklich entscheiden, wo sein Herz schlägt, oder besser, als läge das Glück des Filmemachers eben genau darin, all diese verschiedenen Bereiche, all die offenen Fragen und Enden genau in einer Kunstform zu bearbeiten und zu bündeln. Diesen Denk- und Sehbewegungen zu folgen, ist alles in allem recht vergnüglich, kurzweilig und zuweilen auch ertragreich. Nur ein Kapitel hinterlässt insgesamt einen merkwürdigen Nachgeschmack: Was Wenders über Bernd Eichingers Filmproduktion *Der Untergang* (2004) und die Arbeiten des Historikers Joachim Fest meint, sagen zu müssen (vgl. S.243-261), hätte er uns lieber erspart. Zu tendenziös aus der Sicht eines empörten Alt-68ers und zu moralisch wird hier argumentiert.

Daniela Kloock (Berlin)